

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfener General-Anzeiger

Nr. 28.

Düsseldorf, 14. Juli

1917.



Vom östlichen Kampfgebiet: Deutsche Proviantkolonne im wohnnischen Sumpfgelände.

Phot. R. Semede.

Der Stacheldrahtzaun.

Eine heitere Erzählung.

Von Hermann Wagner.

Fortsetzung.

Professor Max Rebwein wußte noch nicht, welche Rolle das Trinkgeld in diesen österreichischen Kurorten spielte. Er glaubte, mit sechs Hellern schon ein großes Opfer gebracht zu haben. Waren sechs Heller etwa nicht genug? Fast war er geneigt, anzunehmen, daß dies nicht der Fall sei, denn der Zahlsteller, für den die sechs Heller doch bestimmt waren, übersah sie ein jedes Mal mit einer Miene, in der eine ganze Welt von Verachtung lag, und nur jener Jüngling, den man in diesem sonderbaren Lande Österreich den „Speisenträger“ nannte, erbaunte sich ihrer und steckte sie ohne Dank ein, während jener dritte Jüngling, der dem Herren Professor das obligate Glas Mineralwasser brachte, unzufrieden auf etwas zu warten schien, das niemals kam. Erwartete etwa auch dieser ein Trinkgeld?

Aber all dies ärgerte sich Max Rebwein, der eine Schwester hatte, die er unterstützen mußte, und der deshalb nicht, wie etwa ein Bant-destaudant, in der Lage war, fürstliche Trinkgelder zu verteilen, — er, der doch weder trank noch rauchte, und der auch sonst keine Di- nste für sich in Anspruch nahm, ja, der nicht den geringsten Wert darauf legte, daß die Schar überflüssiger Kellner, wenn er das Lokal verließ, hundertmal den Spruch „die Ehre, Herr Doktor!“ hinter ihm her- rieferte, (was diese Schar, nebenbei bemerkt, bei ihm auch niemals tat.)

Aber all dies ärgerte sich, wie gesagt, Max Rebwein, und nicht ohne eine gewisse Wehmut gedachte er der unvergleichlichen Dinge, die ihm die treffliche verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein, aus Halle an der Saale, vor zwei Tagen zu Mittag vorge- setzt hatte, ihn auf das liebenswürdigste anspornend, doch recht wader zuzugreifen und es sich gut schmecken zu lassen.

Wahrhaftig, er war kein Schlemmer, aber dem Angenehmen, das es bot, wenn einem ein sauber und gefällig gelleitetes deutsches Weib in den herzlichsten Formen ein Schweinssteilet mit Leipziger Allerlei vorlegte, konnte er sich doch nicht so ganz verschließen.

O ja, es war etwas Sonderbares um diese brave deutsche Haus- frau, die einem die Kleider in Ordnung hielt, die es wirklich zu ver- hindern wußte, das man wegen eines fehlenden Hemdknopfes in stundenlange Verzweiflung geriet, und die dafür sorgte, daß man immer fein mit peinlichster Sorgfalt hergerichtetes, behagliches und trauliches Heim hatte:

Hier seufzte Max Rebwein und erinnerte sich dessen, daß er weit davon entfernt war, dieses behagliche und trauliche Heim zu haben. Oder war das möblierte Zimmer, das er bei Frau Selma Kühlmann in Leipzig, der verdorbenen Witwe eines Beamten der Wach- und Schließgesellschaft, schon seit Jahren inne hatte, nicht das, was die Studenten mit großem Recht eine „Bude“ nannten?

„Warum heiraten Sie nicht?“ hatte Frau Edith Sieblein ihn vorgestern bei Tisch gefragt, und wenn er dem Ton, in dem diese Frage gestellt worden war, heute aufmerksam nachsann, dann wollte es ihm scheinen, als habe ein gewisser teilnahmsvoller Vorwurf darin gelegen.

„Ich, — ich habe eine Schwester, die ich versorgen muß,“ hatte er darauf in beträchtlicher Verlegenheit zur Antwort gegeben.

„Gewiß, Sie müßten eine reiche Frau heiraten,“ hatte daraufhin Frau Edith Sieblein ihm mit einer Bestimmtheit geraten, die um einen guten Ausweg keineswegs verlegen war, „eine Frau, deren Mitgift Ihnen gestatten würde, für Ihre Schwester auch fernherhin aufs beste zu sorgen.“

O wie schnell fertig sind doch die Frauen mit dem Wort!

Eine reiche Frau. — Wo war eine? Er konnte keine. — Das heißt —

Hier unterbrach Max Rebwein seinen Gedankengang unter beträchtlichem Erschrecken.

Er erschrak, teils, weil er beinahe mit dem Tischlermeister Anton Pichler zusammengedrückt wäre, der sinnend vor dem Stacheldraht-

zaun seines Hauses stand, teils, weil ihm oben auf ihrem Balkon Frau Edith Sieblein heiter zunicke, jene Frau Regierungsbaumeister aus Halle an der Saale, die Witwe war und zweihundertvierzigtausend Mark preußischer Rente im Vermögen hatte.

„Grüß Gott, Herr von Rebwein,“ grüßte Pichler in seiner leb- frischen fortdialen Weise, „tans träumen oder tans schludieren?“

„Keines von beiden,“ erwiderte Max Rebwein, „ich ärgere mich bloß.“

„Staubens, daß dös alleini tun? I gift mi a. Satsisch tu i mi giften!“

„Warum?“

„Schauens nur her, Herr Professor! Sehns es nôt, dös Malheur?“

„Es scheint, daß der Stacheldrahtzaun einigermaßen verbogen ist —“

„Sans so guat: verbogen! Zer isßen isch er, der Draht ruiniert! — Oaber i woah scho, wer dös tan hat, — den Fallot, den miserabilgen, den Lump, — den kenn i!“

„Wer soll es denn sein?“

„Wer funst als dieser Seppel, der Kirchlehner Seppel, — der Habe- nichts, der vermalefizte, der woas moa Mirzl noachsteigt und der nachts über den Zaun kriecht, wenn i im Wirtschhaus sitz und mei Spiel moach! — Oaber wenn i ihn erwischt, den Sauterl, den dreedaten, i hau ihm oane herunter, daß er gnua hat, der Fallot, der elendige —!“

Max Rebwein hatte die Empfindung, von hinten einen heftigen Schlag bekommen zu haben. Er wurde erst lächelnd, gleich darauf brennend rot. „Die Mirzl?“ murmelte er fassungslos.

„Ach, sans strob, Herr von Rebwein, daß toane Kinder nôt habn,“ ergrimmt sich der rauhe Vater der glattbärtigen Mirzl, „und dankens doppelt unserm Hergott, daß ohne Töchter soan! Lieber zehn Wuabn als oan oanziges solches Dirndl, woas nôt folgt und justament in soan Angliad rennen tuat, — dös könnens mir glauben, Herr von Rebwein, der Sie noch toane Frau nôt haben und nôt wissen, woas esch hoacht, so a satrisches Dirndl zu behüaten, doas in oan Wuabn verliabt isch, in solch oan nichtsruhigen, öndend, — ja!“

„Herr Professor?“ kam es um vieles sanfter von oben.

„Gnädige Frau?“

„Ach bitte, Herr Professor, kommen Sie doch auf einen Sprung zu mir herauf, ich möchte Ihnen etwas sagen!“

„Gern,“ stammelte Max Rebwein und fuhr sich unwillkürlich mit dem Handrücken über die Nase, von der er ahnte, daß sie in diesem peinlichen Augenblick nicht ohne Tropfen sei.

„Gnädige Frau,“ wandte sich jetzt Anton Pichler zum Balkon hinaus, soans mir nôt bös, wenn i so frisch von der Leber weg daher red! Oaber i hoab oan solchen Ärger in mir, doah i oalle boade vergiften tunnt, diase zwoa, — dös saubere Par!“

„Gnädige Frau,“ sagte Max Rebwein oben, indem er sich schüchtern verbeugte, „womit kann ich Ihnen dienen?“

Er war im höchsten Grade erstaunt und fast zu geblendet. In der Tat, so konnte nur eine Frau angezogen sein, die sehr viel Geld hatte, — sehr viel Geld und sehr viel Geschmack, ja, Geschmack vielleicht noch mehr als Geld! Wenn ihn nicht alles täuschte, dann war das Kleid, dessen Falten ihre schlante Gestalt weich umschlossen, aus bister Seide. Aus dunkelblauer Seide, zu der das herrliche und überreiche gold- blonde Haar in einem wahrhaft königlichen Kontrast stand und aus der das anmutige Weiß der bloßen Unterarme höchst appetitlich herau- wuchs. Und dieser blendend samtene Hals! Sah er nur deshalb so verführerisch aus, weil ihn ein kostbares Brillantentokier schmückte?

Max Rebwein folgte der einladenden Handbewegung der ver- witteten Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein und ließ sich in einen Korbsessel nieder. Ihm war angefihts der Eleganz, die ihm da gegenüber thronte, recht ängstlich zumute, und beschämt startete er

auf seine Schube, deren Absähe, wie er zu seinem Schreden bemerkte, schon stark schief getreten waren.

Allein die Wärme, mit der Frau Edith Sieblein auf ihn einsprach, machte ihm wieder Mut. Es lag etwas hilfloses in dieser Wärme, eine Hilfslosigkeit lag darin, die vertraulich bei ihm Beistand suchte, gerade bei ihm, der doch nie die Angst los wurde, seine Nase könne gerade tropfen.

„Lieber Herr Professor,“ sagte Frau Edith Sieblein, „ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind! Denken Sie, ich fürchte mich geradezu unbeschreiblich! Ja, ich habe eine furchtbare Angst!“

„Angst?“ fragte Max Rebwein erstaunt. „Ich bitte Sie, wovon?“

„Ach, lachen Sie mich nicht aus. Aber ich habe tatsächlich Ursache mich zu fürchten, und ich danke Gott, daß Sie im Hause sind, der Sie mich im Notfalle schützen würden. — Das würden Sie doch, Herr Professor?“

„Selbstverständlich,“ sagte Max Rebwein in verwirrender Galanterie.

„Ich danke Ihnen! — Ja, also, denken Sie nur: gestern, — gestern bei Nacht sah ich — ja, ich schwöre Ihnen, daß es wahr ist! — gestern nacht beobachtete ich es beim Schein des Vollmondes, wie ein Mann, — ein großer, starker und häßlicher Bursche! — unten über den Stacheldrahtzaun auf unsere Wiese sprang. — Gott, ich zitterte noch an allen Gliedern!“

Max Rebwein machte ein Gesicht, das seine Schüler in Leipzig auf keinen Fall ein gescheites genannt haben würden. „Beruhigen Sie sich, gnädige Frau,“ sagte er unsicher, „ich denke mir, daß Sie bloß einen schlechten Traum gehabt haben —“

„O nein, es war alles Wirklichkeit, gräßlichste Wirklichkeit, schrecklichste Wirklichkeit, denn ich — glauben Sie es mir, Herr Professor! — war noch völlig wach und stand auf dem Balkon draußen, um die schöne und klare Nacht zu genießen. — Da geschah es. Jenes Ungetüm von Mann schwang sich mit großer Kraft über den Zaun, und nicht genug damit, war auch sogleich ein Kumpen zur Stelle, und beide — o mich schüttelt jetzt! — flüsterten höchst geheimnisvoll miteinander, so daß ich vor Furcht fast erstarrte und nur dies eine hören konnte, daß beide diese Nacht wieder kommen wollten. — Bedenken Sie, diese Nacht! Heute! — Können Sie es ermessen, wie ich mich da fürchte?“

Max Rebwein war zumute, wie einem Menschen, der zuviel getrunken hat. Sah er Gespenster? War er verrückt?

Dieser Stacheldrahtzaun, — was wars mit ihm?! Narrete ihn dieser höllische Zaun, der verhebt schien, der sein Spiel mit ihm trieb, mit ihm, dem unbefohlenen, königlich sächsischen Gymnasialprofessor Max Rebwein aus Leipzig? Gestern hatte ihn die Mirz auf so geheimnisvolle Weise erwähnt, vorher hatte der Ränkevolle den biederen Tischlermeister Anton Pichler zu höchster Wut entfacht, und jetzt spielte er wieder in der so sonderbaren Erzählung dieser vortrefflichen und verängstigten Frau eine Rolle!

„Ich glaube immer noch,“ meinte Max Rebwein tastend, „daß

alles, was Sie gesehen haben, gnädige Frau, durchaus harmloser Natur ist. Im übrigen können wir ja unserem Hauswirt davon Mitteilung machen.“

„Das nicht,“ widersprach Frau Edith Sieblein lebhaft, „nein, das auf keinen Fall! Sie, lieber Freund, sollen mich allein schützen, — ja, Sie ganz allein! Dann werde ich mich auch nicht fürchten. Nein, wenn Sie bei mir sind, dann werde ich keine Angst haben, gar keine Angst. — Versprechen Sie mir, diesen Abend bei mir zu bleiben, Herr Professor?“

„Ja,“ versprach Max Rebwein, halb wider Willen.

Frau Edith atmete sichtlich auf, und Max Rebwein konnte es unmöglich entgehen, daß ihre Wangen von einem zarten Rot angehaucht waren, was sich sehr gut machte und was sie fast jung erscheinen ließ.

„Ich danke Ihnen,“ lispelte sie, — „ich danke Ihnen sehr, lieber Freund! Ich darf Sie doch meinen Freund nennen, — meinen guten Freund?“

„Es ehrt mich sehr, gnädige Frau.“

„O sagen Sie doch auch Freundin!“

„Wenn Sie erlauben, verehrte Freundin —“

„Ach, es soll auch recht nett werden, heute abend. Sagen Sie, was speisen Sie gern?“

„Gnädige Frau —“

„Sie versprechen sich: Freundin!“ — Max Rebwein wurde es sehr heiß, und er war nahe daran, sich zu verschließen. Dennoch würgte er heraus: „Liebe Freundin.“ —

„Nun, mögen Sie kalte Zunge? Rindszunge, lieber Freund, sehr zart und delizios?“

„Wie darf ich das verlangen?“ —

„Und trinken Sie Wein?“

„Eigentlich nicht,“ glaubte sich Max Rebwein wehren zu müssen.

„Heute werden Sie eine Ausnahme machen, bester Freund, — heute abend, dieses eine Mal, ja? — Es wird ein ganz guter Wein



Neue französische Kriegslist: Angebliche Barackenanlage für Kriegsgefangene. Geländeabschnitt an der Westfront (südwestlich der Stadt Albert), von einem deutschen Flieger aufgenommen.

Bei einer franz. Barackenanlage ist als Zeichen für deutsche Flieger in weithin sichtbaren Buchstaben das Wort „Kriegsgefangene“ auf die Erde gemalt. Die Art der Barackenanlage an einer großen Zufahrtstraße und das Zufahrtsgleis der vorbeifahrenden Kleinbahn bestärken den Verdacht, daß ein feindliches Munitions- oder Truppenlager vor Bombenwürfen deutscher Flieger geschützt werden soll. Derartige völkerrechtswidrige Maßnahmen sind bei dem Feinde nicht selten. Es braucht nur an den häufig wiederkehrenden Mißbrauch des Roten-Kreuz-Zeichens zu ähnlichen Zwecken erinnert zu werden.

Phot. A. Semede.

sein, echter Terlaner, nicht zu schwer! Nein, erschrecken Sie nicht, nicht zu schwer!"

"Wenn Sie darauf bestehen." —

"Ja, das tue ich. Sie sollen sich heute einbilden, verheiratet zu sein! — Lachen Sie nicht! Ich und Sie! Ich — Ihre Frau! — O Gott, dazu bin ich wohl schon zu alt?"

"Im Gegenteil," glaubte Max Rebwein, aus Gründen der Wohlgezogenheit hier widersprechen zu müssen, „wer in diesem Fall zu alt wäre, das bin ich!“

Frau Edith Sieblein sah ihn sehr, aber schon sehr sonderbar an. „Hören Sie auf! Sie, ein Mann in den allerbesten Jahren!“

„Und häßlich!“ glaubte sich Max Rebwein hier verspotten zu müssen.

„Pfui!“ tadelte ihn Frau Edith Sieblein mit einem reizenden Augenaufschlag. „Ich habe noch nie einen Mann gesehen, der mir so sympat'isch gewesen wäre wie Sie.“

Hier war Max Rebwein definitiv am Ende seiner Kräfte. Ihm war so heiß, daß es ihm nicht möglich war, in der Schwüle dieses gefährlichen Zimmers länger zu verweilen.

Er erhob sich also und beugte sich so schnell über die Hand seiner so leicht erworbenen Freundin und küßte dieser die Hand.

„Sie sind sehr gütig," stotterte er, „ja, viel zu gütig.“ —

Frau Edith Sieblein aber nickte ihm, über das ganze Gesicht strahlend, zu und verabschiedete ihn: „Also auf ein fröhliches Wiedersehen heute Abend!“

Woran lag es nur, daß der königlich sächsische Gymnasialprofessor Max Rebwein, der Mann, der eine Nase hatte, die tropfte, und eine Schwester, für die er zu sorgen hatte, — woran lag es nur, daß dieser ehrenwerte und philosophisch veranlagte Mann mit einem Male in eine Stimmung geriet, die ihn geradezu ausgelassen und auf alle Fälle recht unternehmungslustig machte?

Lag es an dem Abendbrot, das so beispiellos gewesen war, daß er sich nicht entsinnen konnte, jemals ein besseres genossen zu haben? Lag es nun an dem goldgelben Wein, der Wirkungen zeigte, die Max Rebwein niemals für möglich

gehalten hätte? Oder lag es an der Gastgeberin, die Max Rebwein, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, für die bezauberndste Witwe zu erklären bereit war, die die gesegnete deutsche Erde trug?

Es war wohl so, daß es an allen diesen dreien zusammen lag, am Abendbrot sowohl, wie am Wein und an der Gastgeberin — an der letzteren indessen in der Hauptsache, weil ohne sie ja die andern zwei nicht gewesen wären.

Und so hob denn Max Rebwein sein Glas, stieß mit Frau Edith Sieblein an und rief aus: „Sie sollen leben, Frau Edith! Hoch!“

„Wie lustig Sie sein können, Herr Max," brachte Frau Edith ihre Genugtuung zum Ausdruck, „ich hätte das niemals gedacht.“

„Ich hätte es auch nicht gedacht," gab ihr Max Rebwein recht, „nein, ich hätte das noch viel weniger gedacht als Sie.“

„Wirklich? Waren Sie niemals lustig?“

Max Rebwein schüttelte den Kopf und meinte: „Ich hatte niemals Zeit.“

„Niemals Zeit?“

„Nein. Ich mußte immer arbeiten. Als Knabe, um in der Schule vorwärts zu kommen. Als Kandidat, um eine Anstellung zu bekommen und als Lehrer, um meine Schwester zu unterstützen, die eben so weltfremd und unpraktisch ist wie ich. — Da hatte ich zum Lustigsein gar keine Zeit. — Und auch dazu niemals einen Grund. Bis —“

„Bis Sie mich getroffen haben, Herr Max?“

„Ja, bis ich Sie getroffen habe, Frau Edith.“

Frau Edith Sieblein hob das Glas. „Darauf müssen wir trinken. Prost!“

„Prost!“ rief Max Rebwein aus.

Frau Edith Sieblein setzte das Glas vorsichtig nieder und lächelte. „Aber es hat recht lange gedauert, bis Sie die Gnade hatten, mich zu bemerken, dächte ich.“

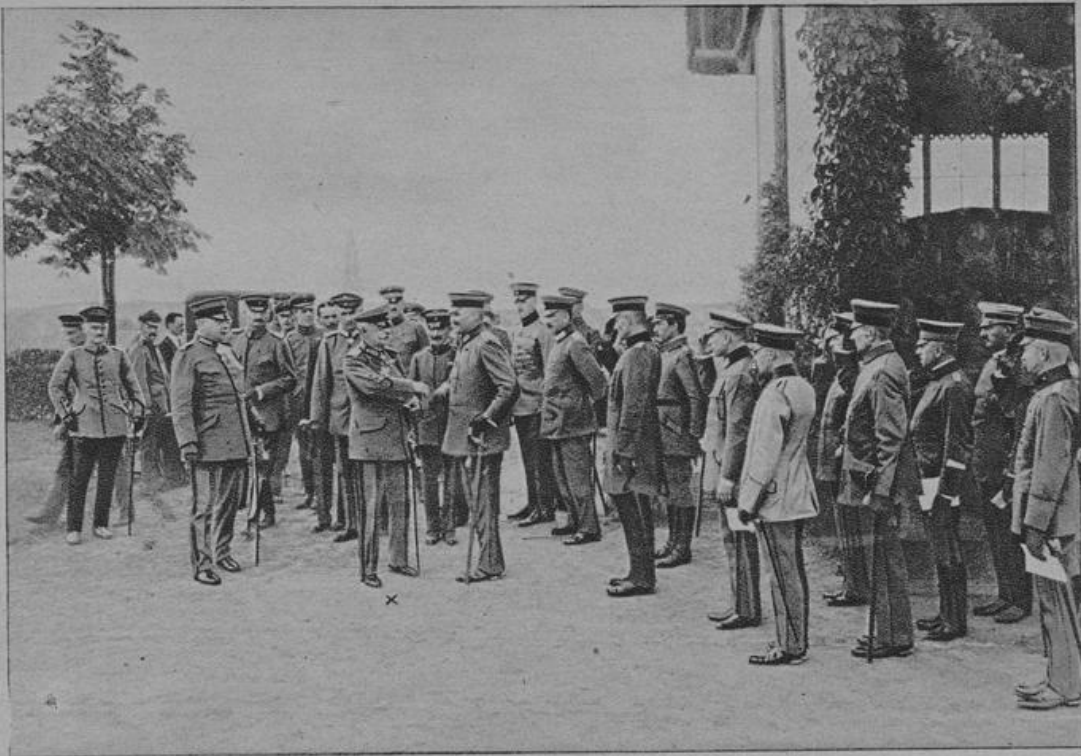
„Ich bin sehr kurzichtig," entschuldigte sich voll Schlagfertigkeit Max Rebwein.

„Sind Sie das immer?“

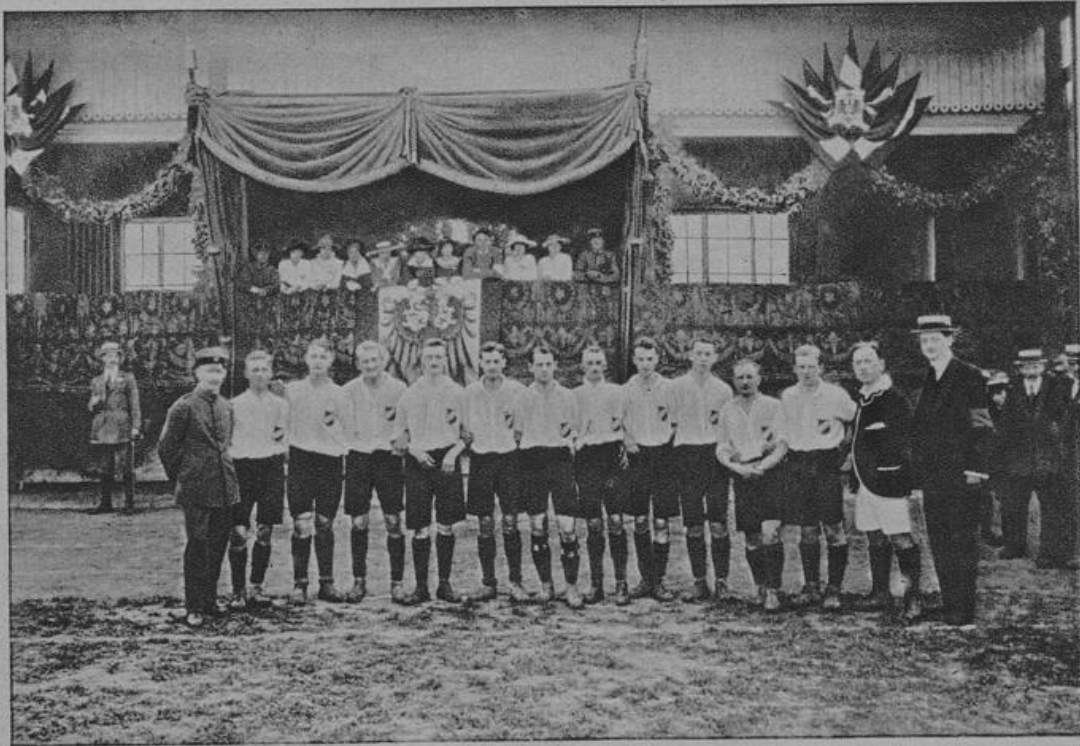
„Immer," behauptete Max Rebwein kühn.



Zwei Jahre gemeinsamer Flug an der Westfront: Oberleutnant Niederehe (rechts) und Leutnant von Harbou (links), zwei der bekanntesten deutschen Beobachtungsflyer, die seit 26. April 1915 gemeinsam ihre Beobachtungslüge über dem Feinde an der Westfront ausführten. Photo. W. Braemer.



Generalgouverneur von Falkenhäusen (x) bei den leichtathletischen Wettkämpfen der „Deutschen Sportvereinigung Brüssel“.
Phot. Samson & Co.



Die siegreiche Fußballmannschaft der „Deutschen Sportvereinigung Brüssel“.

Phot. Samson & Co.

„Nun, mir scheint, als ob Sie die Mirzl doch bemerkt hätten trotz Ihrer Kurzsichtigkeit.“

„Ausgeschlossen,“ entblödete sich Max Rebwein nicht, mit frecher Stirn zu lügen.

„Ach, es kommt zuweilen nur auf die Beleuchtung an,“ seufzte Frau Edith Sieblein und betrachtete voll beglückter Wehmut die Nasenspitze ihres Gegenübers, die so gerührt war, aus lauter Glückseligkeit, daß sie weinte. „Glauben Sie nicht, daß man in der Dunkelheit manchmal scharfer sieht als in der Helle?“

„Gewiß,“ pflichtete Max Rebwein, ohne sich zu besinnen, bei, unbeschadet der Tatsache, daß er keine Ahnung hatte, wo hinaus seine reizende Gastgeberin mit ihrer Bemerkung wollte.

„Wollen wir die Probe auf das Exempel machen, Herr Max?“

„Einverstanden,“ erklärte Max Rebwein feurig.

Die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale, schob zwei Korbstühle auf den Balkon hinaus und forderte ihren Gast auf: „Gut, kommen Sie“ und setzen Sie sich hierher ins Freie. Ich lösche die Lampe aus und leiste Ihnen sodann Gesellschaft. Aber Sie müssen mir versprechen, sich ganz ruhig zu verhalten, ja?“

„Mein Ehrenwort!“ erklärte Max Rebwein, der längst nicht mehr nüchtern genug war, um hinter ihm unverständlichen Handlungen Gründe oder gar Fallgruben zu suchen.

„Sie dürfen kein Wort reden! Nicht ein Wort!“

„Nein, kein Wort!“ versprach Max Rebwein.

„Und auch niessen dürfen Sie nicht und sich räuspern oder husten!“

„Nein!“

„Gut, kommen Sie!“

Max Rebwein nahm den ihm angewiesenen Platz ein, und Frau Edith Sieblein blies rasch die Lampe aus.

„So,“ flüsterte sie, während sie sich an die rechte Seite ihres Gastes setzte, „und nun verhalten Sie sich ganz ruhig!“

Die Nacht war eben so warm und schön wie gestern. Der Mond stand voll und silbern am dunklen Himmel, der See glitzerte, als ob er mit Silberstaub bestreut gewesen wäre, und der süße Duft des reifen Sommers stieg in breiten Wellen aus dem Garten unten empor, der still und friedlich dalag, als wäre er ein schlafendes Paradies.

In diese mondhellere Nacht hinaus schickte nun der königlich sächsische Gymnasialprofessor Max Rebwein aus Leipzig seine Sehnsucht, die Sehnsucht, die ein langes, arbeits- und entbehrungsreiches Leben bisher alle Zeit in harten Fesseln gehalten hatte, — er schickte sie in diese stille Nacht hinaus, über den See und über die Berge hin, und er merkte, wie sie von dort wieder zurückkam, in ein helles und warmes Gefühl des Glücks verwandelt.

Worin bestand dieses Glück? Sonderbar, daß er so gar nicht mehr an die Mirzl dachte, die noch gestern in seinem Kopf herumgespult und sein Herz unsicher gemacht hatte! Dachte er jetzt schon an eine andere, dachte er gar an — ?

Er wurde unruhig und rückte nervös auf seinem Sessel hin und her, denn er nahm wahr, daß er sich auf einer Fährte befand, die in keine Wirrnis, sondern in beginnende Klarheit führte.

„Pf!“ machte seine Nachbarin.

Da wurde er plötzlich ganz still, weil ihm zumute war, als ob er eine Zurechtweisung erhalten hätte. O er war ein Narr! Vergaß er so ganz, wer er und wer diese andere war, — diese Frau, die auf einem Stroh bombensicherer Wertpapiere wie auf einer Höhe thronte, die für ihn, den armen Esel, für alle Zeiten unerreichtbar blieb?

Er wurde mit einem Male sehr traurig und bedauerte es, daß Frau Edith Sieblein nicht bloß vierundzwanzigtausend Mark in Vermögen hatte. Bei Gott, es mit vierundzwanzigtausend Mark aufzunehmen, das hätte er sich schlimmstenfalls zugetraut, unternehmungslustig und lähn, wie er heute nun einmal war! Aber zweihundertvierzigtausend? Nein, dagegen kam ein Mann mit Schnallenschlipsis, abgetretenen Stiefeln und einem uralten Filzhut nicht auf.

Im niederdrückenden Gefühle seiner Bedeutungslosigkeit ließ Max Rebwein wehmütig seinen Blick über den Garten hinschweifen, sich gleichsam einen Baum aussuchend, dessen Äste stark genug wären, einen des Lebens Aberdrüssigen zu tragen.

Da mit einem Male stutzte er.

Wer kam dort schleichend über den Weg, auf den Stacheldraht zu, sich scheu nach allen Seiten umsehend, wie ein Verbrecher?

Schon wollte Max Rebwein auffpringen, um den Unhold durch einen barschen Zuruf zu verschrecken, als er sich sanft am Arm gefaßt und zurückgezogen fühlte.

„Still,“ flüsterte seine Nachbarin, „keinen Laut!“

Da entsann sich der maßlos Erstaunte dessen, was ihm Frau Edith heute von dem rätselhaften Mann erzählt hatte, der vergangene Nacht über den Zaun gestiegen war, und schnell wurde es klar in seinem Kopf, und mit atemloser Spannung sah er dem entgegen, was nun geschehen würde.

Drei kurze Pfiffe wurden laut.

Und schon hatte der Einbrecher den diden Holzpflock gefaßt und sich — o mit einer bewundernswerten Präzision und Technik — über den Zaun geschwungen, so daß er nun mitten im Garten stand, den Hals reckend, und anscheinend auf etwas wartend.

Und da — was war das? Ein Mädchen!

Ja, die Finsternis des Hintergrundes hatte plötzlich ein Mädchen ausgespien, lautlos und prompt, wie es nur im Märchen zu geschehen pflegt. Und dieses Mädchen lief dem schwarzen, so meisterhaft springenden Burschen, der wartete, schnell entgegen, warf sich ihm an den Hals und —

Ja, es war Wahrheit: sie küßte ihn!

Und jetzt unterschied man auch die Stimmen der beiden.

„Mirzl, isch dei Voater im Wirtshaus?“

„Ja, Seppl.“

„Und schloaft bei Muatter?“

„Ja!“

„Woast, i hab oane solchene Angst, doast mi dei Voater erwischt, — du, i glaub, esch tät oan Malheur geschehn, bal er mi kriagen tät, denn i kenn mi dann nüt, Mirzl, na —“

„Ach, geh, Seppl, sei stad!“ —

Die Stimmen erloschen zu einem Geflüster, zu einem Geflüster, das zuweilen sehr anmutig von Küssen unterbrochen wurde, die an feuriger Ursprünglichkeit nichts zu wünschen übrig ließen.

Max Rebwein, der soeben erst seine Hoffnung auf die Herrin begraben hatte, erkannte beschämt, daß er auch die Magd nicht bekommen würde. Es fiel ihm wie Schuppen von den kurzsichtigen Augen, und er befand sich nicht länger im Unklaren darüber, was die verwitwete Frau Regierungsbaumeister damit bezweckte, als sie vorhin die Lampe ausgelöscht hatte.

Ja, sie hatte recht, man sah im Dunkeln zuweilen scharfer, als in der hellsten Helle. Alles war ihm jetzt klar, ganz klar. Er verstand die Andeutungen, die ihm Mirzl gestern bezüglich des Stacheldrahtzaunes gemacht hatte, — er begriff, wer es gewesen war, der seine holde Unterhaltung mit der ländlichen Schönen gestern abend durch einen heftigen Nieher unterbrochen hatte, und auch über den Zweck der Einladung zum heutigen Abendbrot machte er sich länger keine Illusionen mehr.

Er sentte ergeben den Kopf, und konstatierte mit Wehmut, daß von der Spitze seiner Nase — pisch! — ein dicker Tropfen auf seine Hand fiel.

Aber es geschah ihm schon recht! Warum hatte er sich von Artur Schopenhauer und von dessen Verneinung des Willens zum Leben ab- und eillen Dingen zugewendet, die das Leben — dieses schale Nichts — bejahten! Was sah er hier und sah zwei dummen Kindern zu, die da meinten, wer weiß was zu erleben, wenn sie einander küßten! Er gehörte zu seinen Vätern!

Aber schon wieder spitzte er die Ohren, hörte er recht? Sprach man dort unten nicht von ihm?

„— i glaub, Seppl, daß si moan Voater doch no besinnt. Woast, der gnädige Herr, woas bei uns wohnen tuat, der Herr Professor aus Leipzig, isch so viel guat zu mir, und i denk, doast er an guates Wort für uns boade einlegen tut, wenn i ihn darum bitt!“

„Der Herr Professor? Heast vielleicht woas mit cam?“

„Ach geh! So oan älterer Herr, woas dös isch, so oan geschehter, so oan komischer! — Du, oane Nasen hat der, oane Nasen!“ —

Max Rebwein fühlte wie er rot wurde, und desgleichen fühlte er auch, wie tödlich er diese Mirzl, die so höhrend von

Das Seeflugzeug im Aufklärungsdienst.



Englisches Seeflugzeug und deutsche Zerstörer.

Nach englischer Darstellung.



Englisches Seeflugzeug fertig zum Abflug.

Nach englischer Darstellung.



Dr. med. Eugen Georg Ridlin,
seit 1912 Mitglied der II. Kammer von Elßaß-Kothringen, betonte als Präsident der Kammer in öffentlicher Rede, daß die Elßaß-Kothringer auch in Zukunft keine Trennung vom Deutschen Reiche wünschen.
Phot. Verl. Illust.-Ges.

„Still, schweigen Sie, Max!“ flüsterte Frau Edith Sieblein, keineswegs schadenfroh, zurück. „Reden Sie kein Wort!“

Und in diesem Augenblick geschah etwas ganz unerwartetes, etwas, das die beiden Lauschenden in nicht minderen Schrecken versetzte, als das ahnungslose Liebespaar unten, welches, in sein eitel Glück versunken, Zukunftspläne schmiedete und günstige Möglichkeiten erwog. Aus irgendeinem Versteck hervor stürzte nämlich ein Mann, der einen derben Knüttel schwang und der sich mit weitbin schallender Stimme also vernehmen ließ: „Hoab i di endli, du Lausbua, du damischer, du Fallo, du elendiger, der du moan Jaun ruinieren tuast, den woas i mir für moanteures Geld hoab herrichten lassen, damit solchene Lumpen, wie du oaner bischt, nôt emi können, in moanen Garten!“

„Jessas, der Voater!“ schrie die Mirzl.
„Ja, der Voater! Schau, daßd emi kommst, Madl, wenn nôt willst, daß i di auf der Stöhl damisch zerwicks!“ — Und du, Fallo, satrischer, willst abigehn, oder soll i dös Holzstüd woas i da hoab, auf doanen Budel zerschloagen?“

„Pichler,“ murzte eine drohende Stimme, „toans mi nôt beleidigen, i hoab eana nichts loan, und i bin oan anständiger Mensch!“

„Woan bischt? Oan anständiger Mensch bischt? Oan Lump bischt, oan elendiger, oan Verführer, den woas an Voater von oanem jeden Dindl derschloagen sullt mit der Haden, — dös bischt!“

„Woas?“
„Woahr ischt!“
„Voater!“ schelte die Mirzl.

Hier klatschte es, und diesem Klatschen folgte ein schriller weiblicher Schrei.

„Wollens dös Dindl in Ruh lassen?!“ donnerte die Stimme des streitbaren Ritters durch die mondhele Nacht.

Hier klatschte es abermals, nur etwas dumpfer, etwa so als ob ein starker Knüttel mit dem noch stärkeren Rücken eines stämmigen Kärntner Burschen in Berührung gekommen wäre. Und diesem

dem ungewöhnlichen Format seiner Nase sprach, haßte! Allein auch darüber gab er sich keinem Zweifel hin, welche Schadenfreude die Dame empfinden mußte, die da neben ihm saß.

Sie rühtete sich nicht. —

Da hielt er die Situation nicht länger aus und flüsterte ihr in tödlichster Verlegenheit zu: „Gnädige Frau.“ —

dumpfen Klatschen folgte ein noch viel dumpferes Gebrüll, das jenem gleich, das etwa zwei sich gereizt aufeinanderstürzende Eiger erheben, wenn sie sich anshiden, um ein Stüd Fleisch zu kämpfen.

„Oh Gott!“ schrie schrill die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale, auf ihrem Balkon um Hilfe.

Und auch Max Rebwein machte seine professorale Autorität geltend, indem er an das Balkongeländer trat und warnend ausrief: „Herr Pichler, ich bitte Sie, seien Sie vernünftig!“

„Jessas, der Herr Professor!“ jauchzte unten wie befreit die Mirzl. Unter den Kämpfenden trat, durch diese Ubertumpelung hervorgerufen, im Augenblick Stille ein.

„Herr Professor, san Sies?“ fragte Anton Pichler.

Und jener Bursche, den der ergrimimte Vater einer unfolgsamen Tochter und der wütende Besitzer eines beschädigten Jaunes als einen Hallunten ärgster Sorte bezeichnet hatte, zog verlegen und verschämt

sein gemischtgeschmücktes Hüt, gleichsam als wollte er zeigen, daß er eine Anschuldung sei, die zu Unrecht so hart verfolgt wurde.

„Ja,“ antwortete Max Rebwein mit Würde, „ich glaube, daß Sie Ihren Sommergästen doch einige Rücksicht schuldig sind. Sie haben mit Ihrem Lärm die gnädige Frau sehr erschreckt!“

„Siehst du, Vater!“ rief die Mirzl in schönstem Hochdeutsch aus.

„Stad bist!“ wies sie Anton Pichler, noch star! ergrimmt, in die ihr gebührenden Schranken zurück. „Sehns, Herr Professor, dös isch der Lump, der woas moa schönen Jaun runiert hat!“

„Es wird so schlimm nicht sein,“ suchte Max Rebwein zu vermitteln.

„Und der woas meiner Mirzl nachsteigt, — der Fallo, der elendige!“

Max Rebwein bejamt sich, daß es von Edelmut zeuge, wenn man seinen Feinden Böses mit Gutem vergilt, und er sammelte daher glühende Kohlen auf das Haupt der Mirzl, indem er sagte: „Regen Sie sich dieserhalb nicht auf, Herr Pichler. Die zwei haben einander



Der neue deutsche Gesandte für Norwegen, Paul von Hinke.

Geboren 1864 in Schwedt a. d. Oder, trat Hinke 1882 in die Kaiserliche Marine ein, war 1898/9 während des spanisch-amerikanischen Krieges Flaggkaptän bei dem deutschen Kreuzergeschwader in Ostasien, wurde später Marine-Minister in Petersburg. 1906 Flügeladjutant des Kaisers, erhielt 1908 den persönlichen Adel, trat dann zum Auswärtigen Amt über, wirkte bis zum Ausbruch des Krieges als Gesandter in Mexiko, darauf in China und kehrte vor kurzem nach Deutschland zurück.
Phot. Ernst Sandau.

eben gern. Das ist mal so, daren müssen Sie sich finden.“

„Hörst Du es, Voater?“ frohlockte Mirzl.

„Stad bist! Und schnell schau, daßd emi kummst! Sunst!“ —

„Gehorchen Sie, Fräulein Mirzl!“ rief Max Rebwein.

„I geh schon! — Schönen Dant, Herr Professor! Und gute Nacht, gnä Frau!“
(Schluß folgt.)



Dr. Ernst Ritter von Seidler,
der neue österreichische Ministerpräsident. * 1862. Früher Professor des Verfassungs- und Verwaltungsrechts, seit 1901 Ackerbau-Minister. 1916 in den Ritterstand erhoben.
Phot. Verl. Illust.-Ges.